



Aufbauen durch loslassen

Wie eine Sozialstation hilft, ein Zuhause zu erhalten



Besprechung: Michael Szymczak und Pflegedienstleitung Waltraud Höfflin

Eichstetten, ein beschaulicher Ort am Kaiserstuhl. In den 90er Jahren machte das 3.200 Einwohner Dorf im Breisgau Hochschwarzwald zum ersten Mal Schlagzeilen. Hier gäbe es eine besondere Art von Bürgergemeinschaft, hieß es damals. Und mitten im Geschehen die evangelische Diakonie Sozialstation Bötzingen mit ihrem Leiter Michael Szymczak (50) mit seiner Vision von Pflege und Miteinander.

Herr Szymczak, Sie sind als Diakonie-Sozialstation auch für Eichstetten zuständig. Warum meinen Sie, findet das was dort geschieht in der Öffentlichkeit so große Resonanz?

Szymczak: Weil es eine ungewöhnliche Mischung aus Akteuren ist, die da etwas gemeinsam angepackt hat. Es ist uns dort gelungen, dass eine Kommune Interesse an so einem Projekt gezeigt hat – und zwar die ganze Dorfgemeinschaft. Der Bürgerverein dort hat sich das Thema „Demographischer Wandel“ zur Aufgabe gemacht. Und wir als kirchliche Sozialstation sind mit in dieses bürgerschaftliche Projekt eingestiegen.

Warum haben Sie als Sozialstation dieses Projekt zusätzlich zu Ihrer täglichen Arbeit begonnen?

Szymczak: Wir versuchen in all unseren Arbeitsbereichen, die Angehörigen, die nachbarschaftlichen Dienste oder bürgerschaftlichen Ideen mit einzubinden. Hilfe zur Selbsthilfe. In spätestens zehn Jahren werden wir geteilte Verantwortung leben müssen in der Pflege. Die demographischen Zahlen zeigen ja, dass die Zahlen der hochaltigen und demenzkranken Menschen zunehmen werden. Gleichzeitig gehen die Zahlen derjenigen zurück, die sich

professionell in der Pflege engagieren. Es ist nicht anzunehmen, dass in den nächsten zehn Jahren der Pflegeberuf finanziell und gesellschaftlich auf der Stufe steht, auf die er gehört. In der Altenpflege ist die durchschnittliche Verweildauer der Mitarbeitenden drei Jahre.

Die Eichstetter haben von sich aus den ersten Schritt gemacht. Sie haben sich viel mit dem Thema beschäftigt und Projekte in der Region besichtigt. Der Bürgermeister hat es zum Thema des Dorfes gemacht. Sie haben erkannt, dass sie als Dorf selber tätig werden müssen, wenn sie als dörfliche Gemeinschaft weiterhin ihre eigenen Entscheidung treffen wollen.

Was ist heute Ihre Rolle in dem Projekt?

Szymczak: Wir bringen die fachpflegerischen Ansätze in das Projekt ein und sichern den background. Wir machen die Pflege und sichern die Fort- und Weiterbildung der ehrenamtlichen Mitarbeiter. Dieses Konzept verfolgen wir auch in den anderen Regionen, für die wir zuständig sind. So können wir auch die Qualität der Pflege sichern. Denn „gefährliche Pflege“ entsteht, wo Angehörige und Engagierte sich überfordern und nicht wissen, was sie den Profis überlassen müssen. Wenn ich Menschen schule und befähige, viele Dinge selbst zu übernehmen, kann ich auch gleichzeitig die Grenzen besser definieren, wo Laienpflege aufhört. Und ich kann durch qualifizierte Schulung die Angst vor der professionellen Pflege nehmen. In der Pflegewohngruppe mit elf Pflegebedürftigen sind 5 Mitarbeitende der Sozialstationen stundenweise präsent und 15 Alltagsbegleiterinnen von der Bürgergemeinde, die 24 Stunden da

sind. Sie müssen gemeinsam Tag für Tag neu aushandeln, wo die Grenzen zwischen Profi- und Laienpflege sind. Die Mitarbeitenden der Sozialstation müssen am Morgen entscheiden, was Priorität haben soll: Muss ich mich um die Frau Müller kümmern, weil die gerade ein Bad braucht oder hole ich eine der Alltagsbegleiterinnen und mache eine Kinästetische Kurzschulung und setze mich anschließend zu Herrn Müller, der heute einen schwierigen Morgen hat und lasse die Alltagsbegleiterinnen die Grundpflege machen.

Sie haben erkannt, dass sie als Dorf selber tätig werden müssen, wenn sie als dörfliche Gemeinschaft weiterhin ihre eigenen Entscheidung treffen wollen.

An welchen Stellen wird dieses Miteinander von Profis und Laien problematisch?

Szymczak: Knifflig wird es da, wo sich Laien von dem einen oder anderen Patienten lösen müssen, weil einfach die Fachpflege die Pflege machen muss. Oder wo die Alltagsbegleiterin Mühe damit hat, bestimmte Aufgabenbereiche wieder an die Fachpflege abzugeben. Oder wo unsere Mitarbeiterinnen Probleme damit haben, sich zu beschränken, nur Teilaufgaben zu machen. Diese geteilte Verantwortung ist eine sehr anspruchsvolle Sache.

Das heißt ja auch, Verantwortung immer wieder zu diskutieren, zu delegieren, zu besprechen. Wir leisten da auch Pionierarbeit für ein neues Verständnis von Fachpflege in einer sich wandelnden Zeit.

Für die Pflegekräfte ist dies ja eine ständige Gratwanderung zwischen Zupacken und Loslassen...

Szymczak: Ja...

Woher nehmen sie den Blick dafür, was aktuell angemessen ist?

Szymczak: Bedingung ist, dass die Fachkräfte dieses Verständnis verinnerlicht haben und nicht der Meinung sind, dass die Pflege der Weisheit letzter Schluss ist, sondern ein Teil eines gelingenden Ganzen. Und dass sie in einer besonderen Weise professionell sind, aber auch um die Begrenztheit dieses professionellen Teils der Pflege in einem gelingenden Alltag wissen. Das muss bewusst und klar sein. Sie muss wissen wo sie ihre Fachlichkeit durchsetzen muss und wo sie abgeben kann. Sie muss Grenzüberschreitung zulassen.

Das ist ein hoher Anspruch...

Szymczak: Ja, ich weiß ... Wir haben als Sozialstationen einen hohen Anspruch an unsere Arbeit. Jede Mitarbeiterin hat Grund- und Aufbaukurse in Kinesmetik besucht. Nun haben wir begonnen, solche Kurse für pflegende Angehörige anzubieten. Dabei machen wir die interessante Erfahrung, dass jetzt die pflegenden Angehörigen unsere Mitarbeitenden korrigieren. Wenn sie sehen, wie der Vater im Bett gepflegt wird, kann es auch mal sein, dass die Angehörige sagt: Es wundert mich jetzt wie sie den Vater wenden. Ich habe im

Kinestetikkurs gelernt, dass das so nicht richtig ist.

Hier entsteht ein Anspruch, der sehr hoch ist. Denn unsere Mitarbeiterinnen setzen sich also ständig dieser Korrektur aus. Positiv daran ist der permanente Anspruch, in der Diskussion zu bleiben. Es soll die beste Art der Pflege geleistet werden.

Sie haben in Eichstetten eine Art Dorfgemeinschaft aufgebaut. Fühlen Sie sich als Sozialstation als Teil dieser Dorfgemeinschaft oder bleiben Sie die externen Fachleute?

Szymczak: Das wechselt. Wir sind ein Partner, aber nicht Teil der Bürgergemeinschaft. Die braucht uns nicht, um ihre Idee der Dorfgemeinschaft zu leben. Im Bereich der Pflege ist es uns gelungen, unser Verständnis einer gemeinwesenorientierten Weiterentwik-

Wenn das Verständnis so ist, das ist der Pflegedienst, der uns ein Stückweit begleitet und dann wieder geht, dann haben wir kein Problem, neue Kunden zu gewinnen.

kelung der ambulanten Pflege so authentisch zu leben, dass sie gesagt haben: Die Sozialstation ist unserer bester Partner für die Pflege.

Wie sieht für Sie Weiterentwicklung der ambulanten Pflege aus?

Szymczak: Dass es uns gelingt, als professionell Pflegende in überschaubaren Räumen nachbarschaftliche Dienste

AMBULANTE PFLEGE

In Baden-Württemberg sind derzeit mehr als 237.000 Menschen pflegebedürftig. Die 75 kirchlichen Sozialstationen und ambulanten Pflegedienste der Diakonie Baden betreuen jährlich mehr als 15.500 Menschen.

Quellen: Statistisches Landesamt, Diakonie Baden

aufzubauen, die wir als Fachleute begleiten und moderieren. Wir haben im Haus 80 Fachpflegekräfte. Ich bin sicher, dass in zehn Jahren jede Mitarbeiterin fünf bis zehn bürgerschaftlich Engagierte an ihrer Seite hat. Nur dann kann sie die Leistungen erbringen, die sie dann erbringen muss.

Sie rechnen zukünftig also mit weniger Pflegekräften aber mit mehr Arbeit?

Szymczak: Ja. In den derzeitigen Rahmenbedingungen werden eher weniger als mehr Jugendliche Pflegeberufe ergreifen. Heute ist die Situation noch nicht so dramatisch wie es in zehn Jahren sein wird. Heute können wir noch üben, Verantwortung in der Pflege zu teilen.

Warum machen es nicht alle Sozialstationen so wie Sie?

Szymczak: Man muss daran glauben, dass so etwas funktioniert. Man muss die Mitarbeitenden haben, die sich dem anschließen. Es ist viel einfacher zu sagen: Wir machen unsere Arbeit. Das funktioniert ja auch, aber es ist nicht nachhaltig. Viele privatwirtschaftlich arbeitenden Pflegedienste arbeiten so. Da geht es ums Geldverdienen. Eine Gemeinwesenorientierung ist nicht vorhanden. Manche kirchlichen Pflegedienste arbeiten so aus der Unfähigkeit heraus, sich dem



gemeinwesenorientierten Denken zu öffnen. Denn bürgerschaftlich Engagierte können ungemein anstrengend sein. Das erfordert eine enorme Kommunikations- und Kooperationskompetenz.

Steht für Sie Nachhaltigkeit über der Wirtschaftlichkeit?

Szymczak: Ja. Die schwarze Null ist notwendig. Aber wir haben keine Gewinnorientierung, sondern eine Nutzerorientierung. Interessant ist, dass wir wirtschaftlich wunderbar dastehen, weil wir diese Idee authentisch leben und die Angehörigen uns vertrauen. Sie kommen deshalb auch zu uns, wenn sie eigentlich der Meinung sind, dass sie das alles allein können. Wenn tatsächlich dieser Effekt entsteht, ich glaube denen, dass sie mir helfen wollen bis ich es selber kann, dann kommen sie. Wenn pflegende Angehörige jedoch das Gefühl haben, dass sie von einem professionellen Pflegedienst beiseite geschoben werden, dann gehen sie gar nicht erst dorthin. Wenn das Verständnis so ist, das ist der Pflegedienst, der uns ein Stück weit begleitet und dann wieder geht, dann haben wir kein Problem, neue Kunden zu gewinnen. Seit zehn Jahren haben wir ein Schulungsprogramm für Pflegende. Wir machen Schulungen ohne Ende. Immer mit dem Effekt, dass die Angehörigen dann die Pflege allein machen und wir uns zurück ziehen oder es kommt die Nachbarschaftshilfe und macht die Arbeit. Und wir kommen nur dann, wenn es zwingend notwendige pflegerische Tätigkeiten gibt. Also wir ziehen uns überall zurück. Die Folge ist, dass wir überall gebraucht werden. Laut Statistik nutzen 68 Prozent das Pflegegeld. Das müsste uns als Profis zu denken geben. Das heißt doch,



Mittagessenzubereitung in der Pflegegruppe „Im Adlergarten“

man will uns in der Pflege nicht. Fachleute sagen, diese 68 Prozent bergen ein hohes Potential an gefährlicher Pflege durch Überforderung oder nicht Leistbares.

Wir machen Qualitätssicherungsbesuche. Es ist die Frage, wie man die versteht. Geht man in Haushalte, um pflegende Angehörige zu korrigieren? Oder bietet man Schulungen an? Wenn Angehörige dann nach einigen Jahren dennoch merken, dass sie die Pflege doch nicht mehr schaffen, dann öffnen sich uns die Türen und wir

kommen so oft wie sie es wünschen und brauchen.

Sie sorgen also dafür, dass das Zuhause der Menschen erhalten bleibt.

Szymczak: Ja. Die oberste Maxime ist, die eigene Häuslichkeit zu erhalten dort, wo die Menschen ihren Lebensmittelpunkt haben. >>>

Häuslichkeit und Dörflichkeit erhalten? Ziehen aus Eichstetten weniger junge Menschen weg als aus anderen Dörfern? Wie haben sie das erlebt?

Szymczak: Wir beobachten, dass es uns gelingt, deutlich mehr junge Menschen zu motivieren, ihre Eltern zuhause zu versorgen, weil diese Überforderung nicht entsteht. Die Ermutigung, die Pflege zuhause zu versuchen, auch wenn es sehr anspruchsvoll ist, die gelingt. Viele Angehörige sagen: „Wenn wir Ihre Hilfe nicht hätten, dann hätte ich den Vater schon lange ins Heim gegeben.“ Heim bedeutet hier in unserem ländlichen Umfeld, raus aus dem Dorf, weg von der Familie. Studien haben ergeben, dass die Frequenz der Besuche fast auf null sinkt, wenn ein Heim mehr als sechs Kilometer entfernt ist. Wenn ich Häuslichkeit erhalten kann, dann kann ich auch den heimatischen Zusammenhang erhalten.

In unserer Pflegewohngruppe „Im Adlergarten“ gelingt es uns, elf Menschen die Möglichkeit zu geben, im Dorf zu bleiben und hauptsächlich von Menschen betreut zu werden, die aus ihrem Dorf kommen. Die Alltagsbegleiterinnen sind Eichstätterinnen. Sie gehen dort in den Gottesdienst und erzählen in der Wohngruppe was der Pfarrer gesagt hat. Sie erzählen, was sie beim Einkaufen erlebt haben. Sie gehen mit den Bewohnern auf den Jahrmarkt, gehen mit den Bewohnern gemeinsam einkaufen. Man spricht denselben Dialekt. Es wird gekocht, was sich die alten Menschen wünschen. Für Menschen mit Demenz ist es besonders wichtig, dass Dinge so bleiben, wie sie es gewohnt sind. Hier können wir Alltäglichkeit oder Heimat weiter erhalten, bewahren. Der Effekt ist, dass Menschen in solchen Pflege-

wohngruppen bestimmte Phasen der Demenz weniger schlimm durchleben. Schreien, Weglaufen. Dies ist in Pflegewohngruppen erstaunlicherweise seltener. Vielleicht auch weil die Widerständigkeit einfach nicht da ist.

Andererseits ist dieses System extrem fragil. Da müssen viele kleine Puzzlesteine zusammen passen. Es ist wesentlich einfacher ein 60-Betten-Haus irgendwo hin zu bauen. Das macht deutlich weniger Arbeit. Sich als Dorfgemeinschaft und auch als Pflegedienst auf so ein Projekt einzulassen, ist kompliziert und aufwendig, aber nachhaltig der richtigere Weg. Ich wage zu behaupten, dass wir in zehn Jahren große Mühe haben werden, 100-Betten-Häuser mit Pflegekräften zu versorgen. Schon jetzt sprechen in Heimen immer mehr Pflegekräfte nicht mehr fließend deutsch. Auch das führt – vor allem bei Demenzerkrankten – zu Problemen.

Für Ihr Konzept brauchen Sie auch Ehrenamtliche. Sind Sie deshalb darauf angewiesen, dass alle Generationen hier wohnen bleiben?

Szymczak: Es geht um ein qualifiziertes Ehrenamt, das aktiv in unser sozialpolitisches Geschehen eingreift. Wir brauchen Menschen, die sagen, ich beteilige mich, weil ich sehe, das macht einen nachhaltigen Sinn. Die Eichstätter haben in der Pflegewohngruppe Adlergarten eine sehr große Kultur der Würdigung. Wenn der Bürgermeister Menschen für ihr Engagement dankt, stehen die Mitarbeitenden dort oft an erster Stelle. Das sind die Helden der Zeit. In dieser Art von Ehrenamt kann ich aktiv daran teilhaben auch meine eigene Zukunft zu sichern in meinem Dorf. Das lässt mich hoffen, dass wir mehr Menschen finden und Leute wie-

der begeistern können für so eine Aufgabe. Dann haben wir zunehmend die sogenannten jungen Alten ab 55 Jahren, aus denen wir auch ein hohes Potential gewinnen werden. Wir haben im Adlergarten auch 12 Arbeitsplätze geschaffen. Dadurch konnten Frauen in der Familienphase Arbeitsplätze in ihrem Dorf bekommen. Die Dienstplangestaltung nimmt auf ihre Bedürfnisse Rücksicht. Das könnte den Effekt haben, dass wir auch wieder junge Familien und insgesamt mehr Menschen in den Dörfern halten.

Da gibt es also Hauptamtliche und Ehrenamtliche, die sich einsetzen. Wie entsteht das Bewusstsein, dass sie gemeinsam ihr Zuhause am Ort gestalten?

Szymczak: Das geschieht automatisch. In einem Dorf wie Eichstätten, das sich so vorbildlich seinen Alten widmet, da habe ich doch ganz schnell eine Identifikation und fühle mich zuhause. Die Bürgergemeinschaft macht auch die Kernzeitbetreuung an der Schule, sie macht eine Krabbelgruppe. Es gibt in Eichstätten Initiativen, um Regionalität zu bewahren. Es hat Facetten in alle Richtungen. Das heißt, wir müssen auch lernen, das was uns überlassen worden ist, zu bewahren und weiter zu entwickeln sodass nicht alles vergeht, was uns einmal anvertraut worden ist. Da kann dann auch wieder ein Gefühl der Dorfgemeinschaft entstehen. Das Dorf wird zum Lebensraum. 